

Wolf-Dieter Narr

Vom Machtsystem in den Wortfolgen

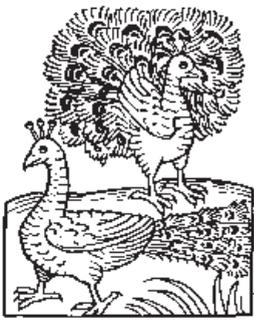
Sapere aude! Habe Mut,
dich deiner eigenen Sprache
zu bedienen!

Studium als Lernen von Sprache(n)

Sprache ›ist‹, Sprache bestimmt, Sprache drückt unsere ›Weltsicht‹ aus. Sie ist das »Medium unseres Weltverhältnisses«. Wilhelm von Humboldts Beobachtungen gelten in dieser Hinsicht unverändert. Da wir Sprache jedoch nicht einfach haben, sondern vor allem in und durch Sprache vergesellschaftet werden, sind wir Menschen, lallende Nesthocker zunächst, im Laufe unseres Lebens verschiedenen absichtsvollen und unbeabsichtigt faktischen Sprachpolitiken ausgesetzt.

Universitär situierte Wissenschaft lässt sich geradezu als Sprachpolitik in emphatischem Sinne begreifen. Die Gemeinsprache wird der Wissenschaft anverwandelt, enteignet, transformiert und ersetzt. Etwa in Form verschiedener Metasprachen im Unterschied zu Objektsprachen. Die eigensinnige Sprachpolitik einer Art säkularisierter Religion und ihrer Kaste, von Leuten, die potenziell ›die Wahrheit‹ sehen, hebt an mit dem Begriff der Wissenschaft. ›Wissenschaft‹ ist kein klarer und deutlicher Begriff, das Wort wirkt durch seine Aura. Die von der Wissenschaft angeblich gehütete Wahrheitsquelle nützt der sozialen Geltung. Sie drückt sich aus im Habitus der Wissenschaftler. Längst prägt die Logik der ›Ausdifferenzierung‹ die Wissenschaften und ihre Adepten. »Eine Rangordnung wird ersetzt durch ein Nebeneinander von Funktionssystemen bei zunehmender Heterogenität und lässt zugleich die Gelehrsamkeit als gemeinsame Wissensform obsolet werden«, so beschreibt Rudolf Stichweh den Prozess der Ausdifferenzierung und getrennten Professionalisierung im 19. Jahrhundert. Und diese verschiedenen Logoi der Wissenschaften drücken ihren Studierenden einen unverlierbaren Sprach- und sprachlich vermittelten Habitusstempel auf.

In den Naturwissenschaften ist die Sprache mit mehr oder minder vermittelten Bezügen zur Alltagssprache meist schon weithin einer anderen Zeichen-Sprache gewichen. Deren Übersetzungsregeln bleiben ebenso fachliches ›Geheimnis‹ wie ihre spezifischen Konstruktionen der Wirklichkeit. Aber auch im größeren Umkreis der Sozial- und Geisteswissenschaften finden sprachliche Transformationen der ›Wirklichkeit‹ statt, die die Studierenden lernen, ja pauken müssen, wollen sie mitkommen. Nur wenn sie willens und in der Lage sind, die qualitativ andere Wirklichkeitssicht und die damit veränderte Wirklichkeit via Sprache zu lernen, in sich schier vorbewusst einzunehmen, nur dann werden sie beispielsweise zu examensreifen Juristinnen oder Ökonomen. Die Hard Sciences unter den Sozialwissenschaften unterscheiden sich von den Soft Sciences à la Soziologie, Ethnologie oder Politikwissenschaft dadurch, dass sie ein ungleich engeres Korsett tragen. Alle, die diese Fächer studieren, werden darin eingeschnürt. Sonst taugen sie nicht zum ›Volljuristen‹ oder der so nicht genannten ›Vollökonomin‹. Indes: Auch die sprachoffeneren Sozialwissenschaften mit ihren flatterhafteren Sprachgewändern und darum weniger seriösen Wirklichkeitskonstruktionen zwingen ihre Studierenden in Sprachschulen. Bis sie zu entsprechenden Schülern geworden sind und den Jargon, heute durchgehend Diskurs genannt, beherrschen, also ihre ›Identität‹ als Sozialwissenschaftlerinnen, so ein anderes Modewort, gefunden haben. Diese Sprach- und damit Wirklichkeitstransformation gilt selbstredend genauso für die so genannten Humanwissenschaften. Das Hauptproblem stellt nicht die nicht rücknehmbare wissenschaftliche babylonische Sprachvielfalt dar. All die sprachlichen Idiotien, die entstehen, weil sie sich als eigenständige Disziplin professionell ausweisen wollen, stören zwar, sind jedoch nicht der größte Schaden. Der Hauptschaden besteht darin – Ausnahmen bestätigen die Regel –, dass die diversen Eigensprachen binnenwissen-



Der Hauptschaden besteht darin, dass die diversen Eigensprachen binnenwissenschaftlich nicht bewusst gelehrt und gelernt werden.

schaftlich nicht bewusst gelehrt und gelernt werden. Sie werden zum vorbewussten Habitus, also zu einer Eigenart, ›Wirklichkeit‹ wahrzunehmen und mit ihr umzugehen, und diese Art wird nicht mehr zur Disposition gestellt, ihr Konstruktivismus wird vergessen. Dieser nicht reflektierte Umstand ist es, der das Bestreben, Interdisziplinarität zu befördern, von vornherein so aussichtslos und also geschwätzig werden lässt. Wenn die sprachliche Segmentalisierung der professionell neu geschaffenen ›Wirklichkeiten‹ durchsichtig gemacht würde, könnte der unvermeidliche fachspezifische »Perspektivismus« (Nietzsche), der auch für die Naturwissenschaften gilt, lehrend und lernend weiterentwickelt und transzendiert werden. Wissenschaftliche und außerwissenschaftlich motivierte Sprachenpolitik tut jedoch genau das Gegenteil. Allenfalls werden Öffentlichkeitsarbeiter eingestellt und mit Vermittlung beauftragt. Ansonsten begegnet man, eingehüllt in die jeweiligen sprachlichen Kokons, einander in höherer disziplinär-interdisziplinärer Stellung vermutend.

Wissenschaft als Beruf

Ausdifferenzierung heißt also das wissenschaftliche Monopoly-Spiel. Und für diejenigen, die Homines academici werden wollen und also die Karriereleiter emporklettern müssen, gilt zuallererst: die Fachsprache, ihre ›Vor- und Nachsprache‹ blind und blind machend einzuüben. Es gibt in jedem Fach eine Reihe von Prämissen, die in ihnen die Wirklichkeit zurichtenden Folgen nicht bedacht werden: in der Ökonomie etwa der fiktionale Individualismus, in der Rechtswissenschaft, so sie mehr ist als eine herrschaftsgewitzte Klugheitslehre, das gesatzte Recht, in der Politikwissenschaft der vorausgesetzte, meist liberaldemokratisch verfasste Staat und so weiter.

Unter ›Nachsprache‹ verstehe ich all das, was in den Fächern nicht ausgesprochen wird und dennoch zu ihren Fundamenten gehört. Im politikwissenschaftlichen Deutsch, selbstredend aus dem Englischen übersetzt, lautet dies: Nicht-Entscheidungen.

Es gibt gesamtuniversitär, fachspezifisch eine Fülle von institutionellen Vorkehrungen, die den wissenschaft-

lichen Habitus des Homo academicus vermitteln und über die Fachsprache einüben und sichern. Die Fachvertreter hausen dann, wie Bourdieu trefflich formuliert, »in der Wissenschaft wie in einer Beamtenwohnung«.

Hierzu zählen die diversen Prüfungsordnungen, mit ihrer in Paragrafen scheinneutral geronnenen Sprache. Diese reichen von den Zwischenprüfungen, der Diplom- oder Magisterprüfung oder dem Staatsexamen über die Habilitation bis zur Vorstellung anlässlich von Berufungen. Die nur im deutschen Sprachraum übliche Habilitation ist geradezu dazu ausersehen, die habituell gewordene Fachsprache zu sichern. Konsequenterweise waren die Habilitationsordnungen der guten alten Ordinarien-Zeit direkt mit Verhaltensregeln gespickt, während die vagen Regeln heutiger ›Habilitationswürdigkeit‹, meist mit fachlichem Originalitätsverlangen versehen, ihrerseits dafür sorgen, dass Art. 1 Abs. 1 Satz 1 GG: »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, wenn schon nicht verletzt, so doch nicht allzu hoch geachtet wird. Wehe, einer verhielte sich fachwidrig, und sei es nur beim ›originellen Vortrag‹ im Rahmen des Verfahrens. ›Originell‹ heißt bestenfalls, die Formeln des Fachs in neuer Kombination mischen und am Ende gar eine neue ›Theorie‹ hauchzart andeuten. Das angelsächsische Prinzip des ›Publish or Perish‹ wirkt dem in der Regel nicht entgegen. Vielmehr garantiert gerade die Forderung der Vielpubliziererei einen emphatischen Fachkonventionalismus (man muss nicht dem Sprachmeister Schopenhauer folgen, dass einem, wenn die 35 überschritten seien, nichts Neues mehr einfallt, aber man kann der unmäßigen Produktivität dennoch skeptisch gegenüberstehen). Die Assistentenstelle mit ihren Erwartungen und Ansprüchen tut ein Übriges, den Habitus so zu formen, damit der spätere professorale Apfel, wenn er denn reift, nicht weit vom fachüblichen Stamm falle.

Hat eine Privatdozentin oder ihr immer noch ungleich häufigeres männliches Gegenstück, langjährig sich duckend und reckend, endlich die Spitze des Karrierebergs erreicht – wo mehrere Stufen auf der C-Skala weiteres Verhalten prägen –, dann disziplinieren die sanften Zwänge der neuen Bezugsgruppen, der Forschungsförderungsorganisationen, der positiven Sanktionen. Re-



putation und Mittel, Forschungsmittel versteht sich, Mitarbeiter, so genannte Infrastrukturausstattungen, werden in der Regel nur dann ergattert, wenn die im freiesten Beruf privilegierten Leute das betreiben, was man neuerdings Networking nennt. Auf nationalen, vor allem auf internationalen Konferenzen lernt man nicht nur berufbare Leute kennen, die einen selbst im Austausch berufen lassen können. Dort werden auch die Themen und Catch Terms des Faches gehandelt, deren souveräne Beherrschung nicht das langsame Bohren dicker Problembretter verlangt, wohl aber Ruhm und Ehre und nächste Forschungsmittel einheimen lässt. Schon für die Vergabe von Promotionsstipendien spielt nicht das Problembewusstsein und wissenschaftliches Engagement, sondern ›richtige‹ Präsentation des Forschungsstandes die entscheidende Rolle. Dieser Forschungsstand wird ausgewiesen durch elegante Klimmzüge am Hochreck dessen, was als ›Theorie‹ gehandelt wird, mitsamt methodologisch gekonnten Bodenübungen. Gefragt sind die Catch Terms und Catch Methods, hinzu kommen Namenskenntnis, im Englischen trefflich Namedropping genannt, Zitate reputierlicher Zeitgenossen aus reputierlichen Zeitschriften und Buchverlagen, neuerdings vor allem Tabellen, Diagramme, Schaubilder, Modelle und Ähnliches mehr. Erzwänge man Reden und Publikationen ohne all das reputierliche Wortgetue, verlangte man, im Geiste Leibniz' Begriffe ›distincte et clare‹, dann glichen viele Texte, präntöse Forschungsvorhaben und Endberichte wolligen Pudeln, wenn sie dem Bade entsteigen.

Der Ausdruck ›Wortgetue‹ ist jedoch falsch. Nicht weil er mir zu schnoddrig geraten ist. Das auch. Vielmehr weil er unterschlägt, wie ernst solche Wortkombinationen, ihr Gebrauch oder ihr Nichtgebrauch zu nehmen sind. Ganze Forschungsförderungsgebiete sind rund um solche Catch Terms entstanden. Etwa im Rahmen der DFG in den 70ern die so genannte Implementationsforschung. Heute geht in vielen Bereichen ohne ›Kultur‹-Konnotationen nichts mehr. Das ›innere Machtsystem‹, das in allen Wissenschaften zu orten ist, wird über solche Wortfolgen kenntlich. Man muss sich jeweils in einem Fach nur die im Laufe der Zeiten wechselnden Master Symbols ansehen, ihre Karrieren und wissenschaftliche Wirksamkeiten schaffende und vernichtende Kraft, um die fachspezifischen Sprachpolitiken bitterernst zu nehmen. Auch in diesem Zusammenhang fällt das Defizit an Reflexion auf. Gegen die Catch-Term-Moden in allen Wis-

senschaften wäre im Sinne neuer Perspektiven, Methoden, Einsichten wenig einzuwenden. Unterschiedlich ist allein ihr mehr (siehe Sozialwissenschaften) oder minder (siehe Naturwissenschaften) häufiger Wandel und ist ihre Durchschlagskraft im Sinne eines weniger (Sozialwissenschaften) oder mehr, ja rundum verallgemeinerten Paradigmas (Naturwissenschaften). Was an der Modefolge vor allem stört, ist die schier bewusstlose Folge. Das mag bei der Kleidermode angehen.

Konstruktionsvergessene Konstruktionen

Theorien besitzen, in den Sozialwissenschaften zumal, einen hohen Stellenwert. In einem kurzen Artikel, der »die Abwertung der Geisteswissenschaften« beklagte, formulierte Wolfgang Frühwald gegen Ende geradezu pathetisch: »Auch in den Natur- und den Biowissenschaften aber beginnt sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass mit dem Übergang zu mehr und mehr systemischen Fragestellungen die Entwicklung nach einer Theorie ruft, an deren Entstehung die Geisteswissenschaften aus dem Grundbestand ihrer Wissenstraditionen Anteil haben werden.« Frühwald endet damit, dass er hofft, die erwünschte Theorie werde neue, entwicklungsfähige Fragen »auch in hohen experimentellen Wissenschaften ermöglichen; sie könnte zugleich jene der Science Fiction verbundenen, vor allem in den Vereinigten Staaten entworfenen Visionen auf den Boden der strengen Theorie und des Begriffs zurückführen, auf dem allein eine ernst zu nehmende Wissenskultur Bestand haben kann«.

Ich will mit dem Theorieverständnis an dieser Stelle nicht rechten, das Frühwalds Artikel zugrunde zu liegen scheint. Als käme es darauf an, einen Hegel des 21. Jahrhunderts kollektiv zu erfinden. Richtig an Frühwalds Postulaten ist in jedem Fall, dass angesichts der gegebenen Probleme alle Anstrengung geboten wäre, analytisch radikal, begrifflich durchsichtig und vorstellungskräftig von möglichst vielen Blickwinkeln aus zu verstehen, was ist, und urteilend zu fassen, wenn schon nicht zu gestalten, indes Voraussetzungen dafür schaffend, was sein könnte bzw. sollte.

Genau an solchen ›Anstrengungen des Begriffs‹ – ich habe Hegels Formulierung bewusst in den Plural gesetzt – hapert es in den Sozialwissenschaften, den angeblich härteren wie den angeblich weicheren. Stattdessen finden sich ganze Wörterbücher voll sozial aseptischer und im Gebrauch zugleich beliebiger Formeln. Als da sind Regime, Diskurs, Governance, Individualisierung. Stattdes-



sen trifft man auf längst abgespielte Schau- und Schein-formeln, die die detektivische Kraft der Wissenschaften nicht verbessern, sondern abstumpfen. Als da sind (nur einige greife ich heraus): Markt, Konkurrenz, Frieden, Gewalt, Krieg, humanitäre Intervention, Demokratie, ja nicht zuletzt Menschenrechte. Stattdessen schweben süßhölzige Scheinbegriffe über alle Ränder, die nützlich sein mögen, Teile der dauernden ›Politik der Gefühle‹. Zum Zwecke der Erkenntnis sind sie nur schädlich und klebrig: als da sind zivile Gesellschaft, gar im Umkreis des Bundeskanzlers erfunden, zivile Bürgergesellschaft, samt all den Dutzenden von Gesellschaftsbegriffen.

An diesem nur eben angedeuteten Begriffssalat stören vor allem drei eng zusammengehörige Merkmale der Merkmalslosigkeit.

- ❶ Dass sie schlechte, also gegriffene, nicht entwickelte Abstraktionen darstellen. Deswegen lassen sie sich auch wechseln und austauschen wie verschwitzte Hemden.
- ❷ Dass sie in ihren materiell institutionellen Bedingungen und Folgen nicht durchsichtig werden. Meist werden sie geradezu hemmungslos bedingungslos gebraucht.
- ❸ Dass sie gleichermaßen auf Interessen, auf Herrschaftselemente hin nicht durchsichtig gemacht oder explizit in bestimmte Richtungen eingesetzt werden.

Statt im Zeichen der Globalisierung und nach dem Ende des Kalten Krieges zu erkennen, dass wir, wie der greise Leo Löwenthal sagte, all unsere herkömmlichen Begriffe überprüfen und vielfach zu neuen begrifflichen Ufern schreiten müssen, um überhaupt noch erkenntnis- und urteilsfähig zu sein, lärmt eitles, kurzfristig reputationsorientiertes, pseudooriginelles Wortgeklingel und befriedigt ersatzweise die Not der Erkenntnis.

Das Minimum morale der Begriffsbildung wäre indes, dem lateinischen Sinn des Verburs ›abstrahere‹ gemäß, jeweils von konkreten Problemen ausgehend die Kunst der bewussten und behutsamen Verallgemeinerung zu betreiben. Verallgemeinerung hieße jeweils genau wahrzunehmen, von welchen Besonderheiten abgesehen wird, welche inhaltlichen Bestimmungen jedoch noch im Begriff bleiben. Inhaltsfreie, rein formale Begriffe gibt es nicht. Dann ließe sich mit solchen Begriffen arbeiten, ohne sie als Abstraktionen (wie zum Beispiel Modernität und Modernisierung) terroristisch auf das Besondere anzuwenden (vgl. Jean-Paul Sartres triftige Warnung an die Adresse der Menschenrechtler, die ob der notwendigen

Universalität die ebenfalls notwendigen Besonderheiten vergessen). Die Allgemeinbegriffe ließen sich dann auch auf die je besonderen Probleme erkenntnisreich rückvermitteln.

Das Minimum morale von Theorienbildung, erneut ist der Plural wichtig, verlangte dann Theorien, die im Hin und Her mit gegebenen Problemen entwickelt werden; die deswegen in der Regel am Ende und nicht am Anfang einer Untersuchung stehen; und deren Diskussion immer mit den Hinweisen auf ihre Grenzen, ihre Ambivalenzen, ihre Aporien beendet wird. Die Eulen der Minerva heben in der Tat nur in der Abenddämmerung zum stets begrenzten Flug an. Da ist scharfäugige und scharfkrallige Erkenntnis aufgrund von Material angesagt. Theorien, aus den Köpfen großer Theoretiker wie fertige Kathedralen hinauskonstruiert, mögen ästhetische Bedürfnisse zufrieden stellen. So ihre Herren mit dichotomischer Begrifflichkeit arbeiten wie die Dioskuren der Gegenwart, Luhmann und Habermas, mögen sie Sicherheit und den Schein von Einsicht erzeugen. Als Kathedralen der Erkenntnis dessen, was Not tut, sickert indes nur dämmriges Licht in ihr Halleninneres. Reduktion von Komplexität ist eines, Komplexität möglichst aspektreich nachzuvollziehen, bevor man sie in klaren Begriffen reduziert, ist ein Anderes.

Fällig wäre eine Auseinandersetzung unter der Überschrift: Die Universitäten und die Wissenschaften der Gegenwart als Einrichtungen, deren Vertreter keine eigene Sprache gegen ihre globalisierende, ökonomisierende ›Gleichschaltung‹ besitzen. Damit will ich auf die intellektuell durchaus lustvolle Riesenaufgabe hinweisen, in allen Wissenschaften einzeln und über alle Einzelwissenschaften hinaus »transdisziplinär« (Jürgen Mittelstraß) eine den Problemen der Zeit adäquate, in Vorstellungskraft und Urteilkriterien jedoch eigensinnige Sprache zu entwickeln. Wohlan denn.